

Regietheater: publikumswirksam, zeitgeistkonform, neokonservativ?

„Die Tragödie von Romeo und Julia“ v. W. Shakespeare, inszeniert von Jette Steckel am Thalia Theater Hamburg

Regie: Jette Steckel

Premiere: 6. September 2014

Wenngleich es problematisch sein kann, zum Zweck der Qualifizierung von Situationen, Gegenständen, Sachverhalten, auch von Ideen, Gedanken, kreativen Handlungsoptionen Adjektive im grammatischen Superlativ in Gebrauch zu nehmen, also mit Bezug auf belebte oder sachbezogene Wirklichkeit von der jeweils besten, schönsten oder höchsten Erscheinungsform bzw. Qualität zu sprechen, so erweist es sich gleichwohl als nicht ganz abwegig, das vorliegende Drama mit Blick auf den Autor und dessen weltumspannende Bedeutung für die Literatur- und Kulturgeschichte, mit Blick auf die ästhetische Qualität, auf die Aufnahme durch Publikum und Literaturkritik sowie auf die bereits realisierten Adaptationen als „größte Liebesgeschichte aller Zeiten“, wie es auf der Webseite des Bühnenstückes wiedergegeben wird, zu bezeichnen – und dies, es sei noch einmal wiederholt, bei aller Vorsicht gegenüber Superlativen. Die Rezeption des vorliegenden Werkes ist nicht zuletzt aufgrund seiner Berühmtheit ebenso umfangreich wie differenziert. Viele Aspekte, Ideen und Gedanken, die im hier kommentierten Drama angelegt oder verwirklicht sind, die es suggeriert oder insinuiert, sind im Laufe der Zeit bei unterschiedlicher Schwerpunktsetzung durch Inszenierungen, Nachdichtungen und Bearbeitungen zum Tragen gekommen. Insofern dürfte es schwierig sein, einem literarischen Kunstwerk, hier einem Theaterstück, das über Bedeutungszuweisungen, seine Eigengesetzlichkeit und ästhetische Qualität, über die Rezeptionsgeschichte sowie den Stellenwert des Autors eine scharfe, wenngleich keinesfalls apodiktische Prägung bezüglich Aussage, Gehalt, Struktur und Relevanz erfahren hat, in einer notwendigerweise von Kreativität geleiteten Absicht Züge und Ausdrucksformen moderneren, zeitgemäßen Zuschnitts zu verleihen, die dem Qualitätsurteil einer u.U. gelungenen Gesamtpräsentation den Boden bereiten, d.h. eine reelle Chance geben. Angesichts der inhaltlichen wie interpretatorischen Komplexität des hier mit besonderer Aufmerksamkeit bedachten Werkes erscheint es durchaus berechtigt, sich ihm aus verschiedenen Blickwinkeln zu nähern, was auf der entsprechenden Webseite dem Publikum unter Hinweis auf die Regieführung von Jette Steckel als etwas im vorliegenden Fall bereits Umgesetztes avisiert wird. Es multiperspektivisch in Augenschein zu nehmen, so z.B. von der theatralen und hier auch musikalischen Seite, scheint ebenso folgerichtig wie angemessen, in theoretisch-verallgemeinerungsfähiger Hinsicht auch notwendig zu sein. Dann aber in concreto eine sog. physische Seite, wie es der Text der bereits erwähnten Internetpräsenz des Theaterstückes auszudrücken pflegt, ins Spiel zu bringen und sie ihrerseits mit einer „Massenbewegung“ (Webseite) zu verknüpfen, besser gesagt zu identifizieren, mit einer Massenbewegung, die über die Indienstnahme von 40 jungen Leuten im Stück erfahrbar gemacht wird, erweist sich gegenüber der Shakespeare'schen Textvorlage doch als recht eigenwillig. Denn die Darsteller stehen ebenfalls für die beiden Titelhelden – das Personenregister des Programmhefts macht dies deutlich - und geben damit einen Fingerzeig auf eine allgemeinere, wenngleich nicht ganz unproblematische Identifikationsperspektive. Die Liebesbeziehung von Romeo und Julia eher unbedarft als übertragbar auf den heutigen Durchschnittsmenschen zu deuten, dürfte sich schnell als naive Einschätzung des bekanntlich subtilen Verhältnisses von Realität und literarischer Darstellung erweisen. Dagegen ist es notwendig, das vorliegende Drama sehr wohl – bewusst abgesehen von Fragen nach Applikation und Transfer bezüglich menschlicher Daseinsformen zu Beginn des 21. Jahrhunderts - in seiner Lebensechtheit, seinem Realitäts- und

Weltbezug zu begreifen, fungiert doch die realistische Komponente des Werkes auch als Grundlage für vielfältige, gerade vom Rezipienten anzustellende Reflexionen auf abstrakter Ebene.

Das Drama handelt mit dem Thema „Liebe“ nicht nur von einem in der Natur des Menschen liegenden, genetisch bedingten oder, anders gesagt, naturwüchsigen Element anthropomorpher Existenzform, vielmehr steht das Liebesverhältnis, um das es hier geht, im Zeichen spezifischer gesellschaftlich sowie kulturell konditionierter Bezugsfelder, genauer gesagt, unter dem Verdikt ungünstiger Voraussetzungen in sozialer Hinsicht, im Einflussbereich menschlicher Feindseligkeiten, sich auf die Aktionsmöglichkeiten der Titelfiguren hemmend auswirkender Handlungskonstellationen sowie verhängnisvoller Zufälle. Die Beziehung von Romeo und Julia ist, um etwas modernere Begrifflichkeit in Anschlag zu bringen, eingebettet in ein unheilvolles Geflecht gesellschaftlicher Zwänge, in ein Netz systemimmanenter Verhaltensweisen, Denkstrukturen sowie systemkonformer Handlungsschritte der die beiden Protagonisten umgebenden Zeitgenossen. Etwas schlichter gesagt, auch ein wenig plakativer, überdies dem eher herkömmlichen Sprachduktus verpflichtet: Jenes Liebesverhältnis steht im Spannungsfeld einer alle Fesseln und Begrenzungen sprengenden Selbstbehauptung einerseits und einer sich z.T. destruktiv sowie menschenfeindlich gerierenden gesellschaftlichen Wirklichkeit andererseits.

Und was ist schließlich festzuhalten? Zunächst einmal das, was mit den hier zuletzt fixierten Sätzen ausgedrückt werden sollte. Die Liebe in ihrem Anspruch auf Unbedingtheit und seelische Grenzenlosigkeit - Eigenschaften und Zielsetzungen gleichermaßen, die nicht zuletzt aus den Gefühlsdispositionen der beiden Hauptfiguren resultieren – scheitert unweigerlich an Konstellationen und Konventionen sozialer Strukturen, an der Missgunst von Menschen sowie an tragischen Irrtümern und Unwägbarkeiten. In diesem Zusammenhang sei zur Kenntnisnahme eines weiterführenden, jedoch z.T. gegensätzlichen Gedankens auf eine Formulierung hingewiesen, die sich in der kurzen Einführung auf der Webseite des Bühnenstückes findet und trotz ihrer Unscheinbarkeit nicht unbeachtet bleiben sollte. Die entsprechende Textstelle lautet: „Die große, alles sprengende Liebe erweist sich in der Bereitschaft, für die Liebe zu sterben. Sie scheitert nicht am feindlichen Umfeld – sie braucht es.“ (Webseite)

Die Tragik des Unterganges beider Protagonisten nicht eindimensional kausal aus mangelnder Berechenbarkeit sowie aus der Brutalität äußerer Umstände zu begreifen, sondern eher korrelativ zu erfassen, d.h., die hier in Rede stehende Liebe in ihrer Apologie und Apodiktik nach Maßgabe einer gewissen Verallgemeinerungsfähigkeit möglicherweise als abstrakten Absolutheitsanspruch schlechthin zu interpretieren, der ein abweisend reagierendes Umfeld geradezu sucht und insofern auf den gesellschaftlichen Widerspruch offensichtlich angewiesen ist, um den Menschen, hier die beiden Haupthelden, am Zwiespalt von „Anspruch“ und „Wirklichkeit“, „kategorisch“ und „vergeblich“ letztlich zugrunde gehen zu lassen, wird durch das oben angeführte Zitat ebenso suggeriert wie bestätigt. Jene Textstelle - wenn auch im ersten Teil ihres zweiten Satzes fragwürdig der dort ausgesprochenen spezifischen Negierung wegen („Sie scheitert nicht am feindlichen Umfeld“), so doch interessanterweise zugespitzt in den letzten drei Worten („sie braucht es“) - weist zurück auf die eigentliche Tragik, die bekanntlich in der Regel als Untergang des Helden im Spannungsfeld widersprüchlicher Wirkungsareale menschlichen Denkens und Handelns, um es zum Zwecke weitgefasster Praxistauglichkeit bewusst allgemein auszudrücken, definiert wird. Dies, nämlich die eigentliche Tragik des Stückes trotz der in der Sekundärliteratur gelegentlich verwendeten Bezeichnung „Trauerspiel“ statt „Tragödie“ deutlich herauszupräparieren, sollte ein Hauptanliegen jeder Inszenierung auch im Jahre 2015 sein.

Im Kontext von Inhalt und Aussage wird in „Romeo und Julia“ auf spezifische Weise, letztlich auf abstrakter Ebene auch die sich in der Tragik, in Debakel und Katastrophe offenbarende, im Übrigen erschütternde Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit exemplifiziert, wobei das Ideal selbst

nicht der Destruktion anheimfällt, sondern in Gestalt einer Utopie bestehen bleibt („Aber ihre Liebe währt ewig“/Webseite) und der gesellschaftlichen Entwicklung stets vorausziehen dürfte. Auch wenn sich diese Einsicht vielleicht nicht sonderlich originell ausnimmt, so sollte doch die von ihr im Hinblick auf das Drama implizit angesprochene Ambivalenz und Differenziertheit von inhaltlicher Struktur, Beschaffenheit und Aussage bei späteren Inszenierungen und Adaptationen beachtet werden. Beide Eigenschaften – Ambivalenz und Differenziertheit, hier auch als Qualitätsmerkmale zu verstehen – gehen unter der Regie von Jette Steckel, die letztlich zu eindimensional auf Jugendaffinität setzt, offensichtlich die sinngemäße Übertragbarkeit inhaltlicher Aspekte und Positionen auf gegenwärtige Verhältnisse vorwiegend im Blick hat, alles in allem auf Anwendbarkeit, Publikumsgeschmack sowie – damit verbunden – auf Zeitgeistkompatibilität zielt, zumindest teilweise verloren. Die Applikationstendenzen der Inszenierung – und die Eigendynamik der Regieführung hätte mit dem Zusatz „nach Shakespeare“ statt „von Shakespeare“ auch im schriftlichen Begleitmaterial deutlich gemacht werden können –, jene Absichten der Übertragbarkeit und Anwendung werden gerade von den jüngeren Theaterbesuchern erkannt, wie mancher Verlautbarung unter der Rubrik "Rezensionen der Thalia-Schülerbotschafter“ auf der entsprechenden Webseite explizit oder auch nur implizit zu entnehmen ist.

Wenngleich die von Jette Steckel zu verantwortende Inszenierung des weltberühmten Dramas Schwächen und Unzulänglichkeiten zu erkennen gibt, so erweisen sich einige Abschnitte als durchaus eindrucksvoll, insbesondere dort, wo dem gesprochenen Wort in seiner poetischen Qualität und der Musik in etwas dezenterer Einspielung Entfaltungsmöglichkeiten eingeräumt werden.

Die Schauspieler stellen ein hohes Maß an Professionalität unter Beweis, ihr Spiel fügt sich glänzend in den „Habitus“ der Inszenierung ein. Diese allerdings ist – wie bereits angedeutet – mit Vorsicht zu genießen: Wortwitz, Slapsticks und Komik erweisen sich manches Mal als deplacierte Albernheiten und lassen die „Tragödie von Romeo und Julia“ in gefährliche Nähe zum Trivialen und Banalen, gelegentlich überhaupt auf die Ebene eines gehobenen Unterhaltungsstückes geraten. Dies ist einer sich als Regietheater erweisenden Darbietung geschuldet, die bei all ihrer äußerlichen Eigenwilligkeit, all ihren z.T. extremen Turbulenzen kaum Erschütterung oder Potenzial kritischer Nachdenklichkeit generiert, vielmehr auf postmodernes Spiel, Zeitgeistanpassung, insofern indirekt auf (kultur-) politische Bewusstseinskonformität ausgerichtet ist und sich damit letztlich als ein eher neokonservatives Paradigma gesellschaftlicher Realität entpuppt.

Dr. Michael Pleister, 05.03.2015